

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 194 (1915)

Artikel: Die st. gallische Klosterbücherei
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die st. gallische Klosterbücherei.



„Bequem macht sich's der Kalendermann! Bringt er uns doch den kleinen Burschen vom letzten Jahre am Eingang dieser Zeilen wieder!“ So brummt eine ungeduldige Base, indem sie ihre Hornbrille nach der Stirne schiebt.

Es war einer meiner „Brüder, gute Frau“, so entschuldigt sich gewichtig und anständig unser Prinz. „Dem Bildhauer wurde diese Ehre zu teil, nun erscheine ich, der Geograph, welcher

alle Länder unserer buckligen Erde kennt. Hinter mir steht die Weltkugel und in meiner Linken trage ich eine Fackel, deren Flämmchen hell auflodern kann, wenn's notwendig ist. Alte Huschel, pass' doch besser auf!“ Die Schlussworte ertönen nur leise, kaum hörbar, ein Ausfluß beleidigten Stolzes, der schon in des Knaben Brust nicht stets schlummert.

Dann deklamiert er weiter, wir begreifen die hinweisende, ausgestreckte Hand: „aus der st. gallischen Klosterbücherei stamme ich, der Sohn eines kräftigen, gesunden Lindenbaumes. Wenn ihr hübsch aufpasst, erzähle ich euch manch' interessantes Geschichtchen aus längst verflossener Zeit. Vielleicht wird meine Fackel zum Zauberstabe, mit dem ich jenen Männern rufe, deren Werke ich bewache, eine ernste Lebensaufgabe, würdig meiner 148 Jahre, die ich in nie welkender Jugend auf meinen Schultern schon getragen habe.“ Wir verlassen den muntern Plauderer, um rascher und sicherer zum Ziele zu gelangen, öffnen wir

1. Vergilbte Baurechnungen.

Im Jahre 1758 folgte dem Schiffe der Klosterkirche auch die alte Bibliothek. Beide sanken in Trümmer, um sich jedoch bald neu verjüngt aus den Ruinen zu erheben. Peter Thum aus Konstanz hatte während seinen letzten Lebensjahren die Pläne ausgearbeitet. Zwei Stockwerke des westlichen Klosterflügels standen für die Bibliothek zur Verfügung. Starke Pfeiler zwischen den Fenstern sind dem dicken Mauerwerk behülfflich, um das massive, am Scheitel noch 30 cm messende Gewölbe zu tragen. Ein solider Baumeister war unser Thum, der weder von Hennebique noch Rabiz träumte.

Die Klosterkirche nimmt die Baurechnungen stark in Anspruch, nur gelegentlich gewähren sie einer Auslage für die Bibliothek mitleidsvolle Aufnahme. Erst 1762 erfahren wir, daß die Brüder Gügel die harten Linien des Innenraumes mit ihren Stuccgebilden hübsch verkleidet, ja am Gewölbe mächtige Rahmen gezogen hatten, in denen ein Maler seine

Kunst entfalten sollte. Mit 500 fl. mußten sie sich für ihre Arbeit begnügen.

Reicher bezahlt wurde der Künstler Wannenmacher aus der Nähe von Ulm, dem man für die sämtlichen Gemälde bis zum Jahre 1764 die Summe von 2700 fl. bezahlte.

Bis 1767 zogen sich die Arbeiten für die gesammte innere Ausstattung hin. In der Schreinerwerkstätte des Klosters waren die Brüder Gabriel und Thade emsig beschäftigt. In ihrer Rechnungen tauchen sogar 20,000 Zeitel auf für die Schildchen, welche zur Aufnahme der Titel sämtlicher Bücher bestimmt waren. Der Name des Bildhauers Jos. Schwaiger begegnet uns. Er ist der Schöpfer der reizvollen Figuren, von denen uns eines am Eingange dieser Zeilen begegnete.

Was uns in den Bauamtsrechnungen auffällt, ist die Niedrigkeit der Summen, die verausgabt wurden. Man muß, um dieselben ins richtige Licht zu setzen, die Lohnansätze des 18. Jahrhunderts wohl beachten. Begegnet uns doch die Notiz, „für 9 Schreinergefallen 50 Tag à 30 Kr. und für 5 Gesellen 30 Tag à 28 Kr. = 39 fl.“ Merkwürdigerweise vernimmt man während der ganzen Bauzeit nie ein Wörtchen von verlangten Lohnerhöhungen, noch weniger von einem Streik der Arbeiter.

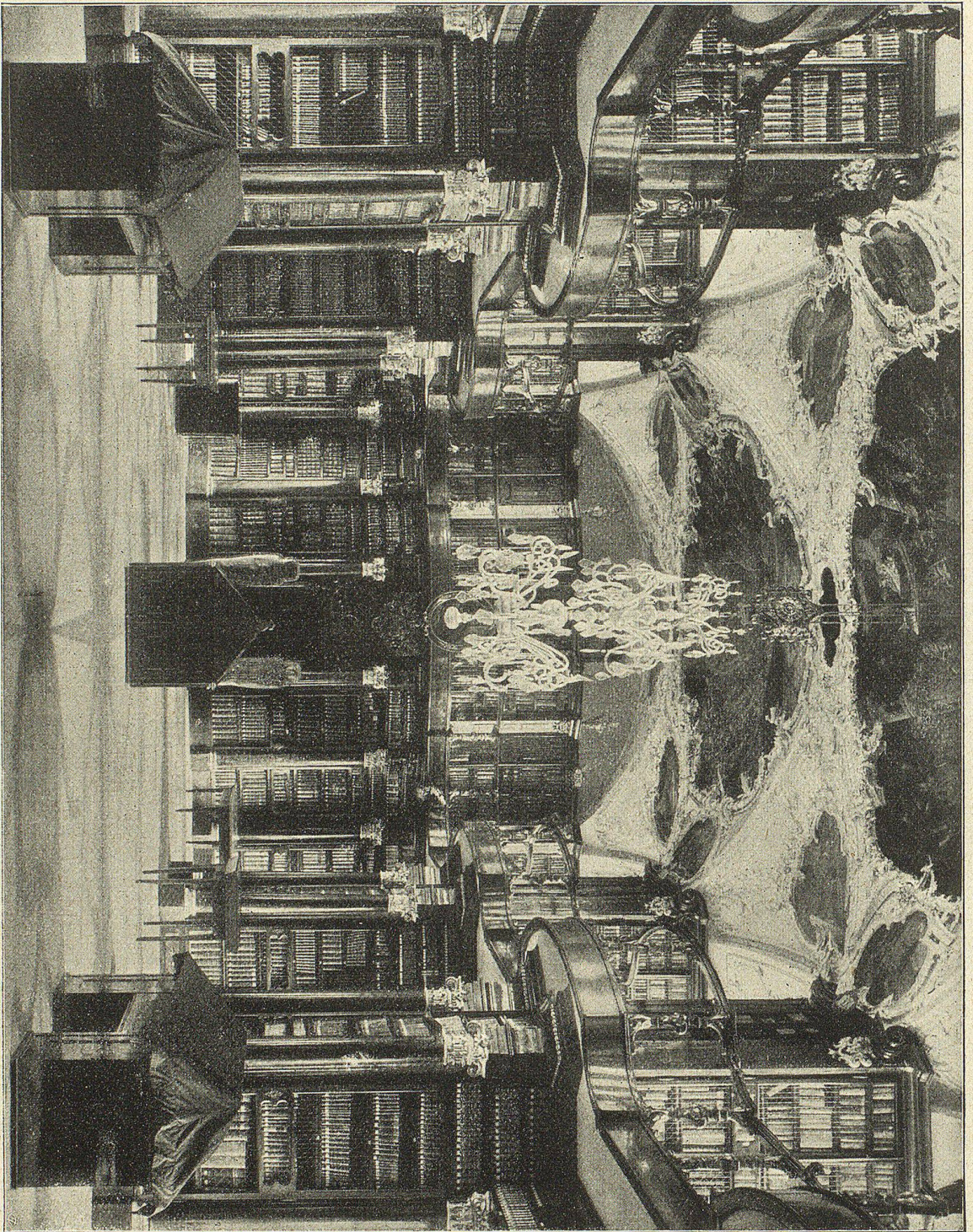
Neun Jahre hindurch hat die Bibliothek die Bauleute beschäftigt, namhafte Künstler haben ihr ihre Kräfte zur Verfügung gestellt. Wir nähern uns den Resultaten.

2. St. Gallens Prunkraum.

Einen Festsaal im besten Sinne des Wortes haben diese Meister geschaffen. Die Wirkung eines solchen beabsichtigten sie. Der Gedanke eines Büchermagazins mit ängstlicher Ausnützung des Raumes für die Gestelle lag ihnen noch ferne. Prächtige Säulen mit weiß glänzendem, in Gold schimmerndem Aufschluß, Kapitale nennen sie einige, sind gegen die Mitte zu aufgestellt. Die eleganten Träger stützen das weit ausladende Gebälke, auf dem die Galerie ruht. In ihrer Form zeigte der Künstler sein reifstes Können.

Keine starre Gerade beleidigt das Auge, in reich geschwungenen Linien umzieht sie den Innenraum. Wo die Schränke die mächtigen Pfeiler umkleiden, schwellen sie auswärts, um sich wieder zurückziehen. Die einzelnen Doeken sind als Blumenvasen behandelt, denen Blattformen entwachsen, auf welche sich schonend und sorglich die Lehne legt. Diese Galerie bildet künstlerisch einen Blütenkranz, dem die Bibliothek zum großen Teile ihre reiche Wirkung verdankt.

Ueber den warmen Holzpartien tritt das Gewölbe, einem Festbaldachin vergleichbar, hervor. Vier große Gemälde mit der Darstellung der ersten Konzilien teilen die Fläche, zu ihnen gesellen sich kleinere Bilder mit Heiligen und den Wissenschaften, die hier gepflegt wurden, an. Prächtiges Rahmenwerk umschließt



Die Stiftsbibliothek von St. Gallen.

Wannenmachers Werke. Aus demselben flüchten sich Ranken, um die freien Flächen gefällig zu füllen.

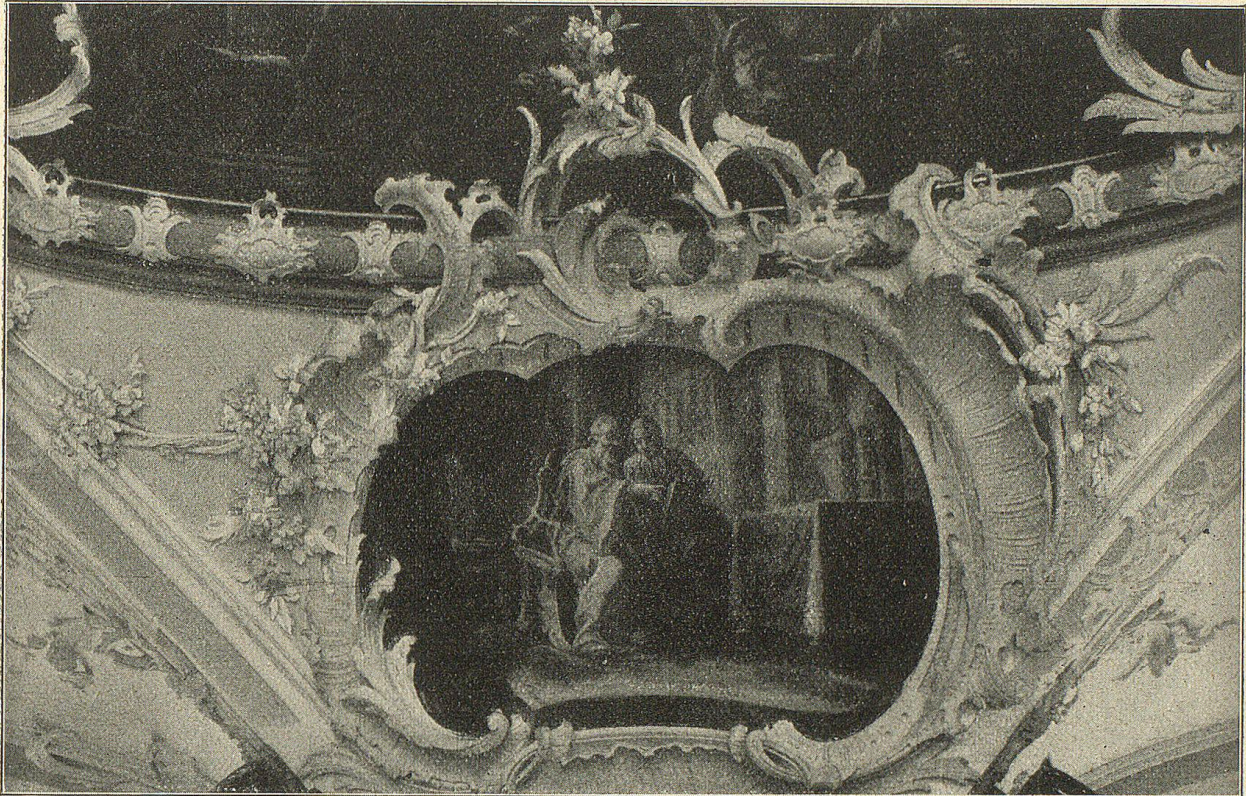
Selbst der Fußboden erhielt seinen Schmuck. Dunkleres Holz bildet unter dem Hauptgemälde Sterne, die von reichen Verschlingen umgeben sind. Aus kleinen Nischen staunen zwanzig der Kerlchen, von denen einer diese Zeilen einleitet, ein zweiter sie schließt, die reiche Formenwelt an.

„Ich bin auch noch hier“, brummt anmaßend der große Leuchter. Wir schenken ihm keine Aufmerksamkeit. Deutlich fühlt man, daß es sich um einen

Kymene jeko erzählte dem Kreise der Nymphen Vulcanus' Eittele Sorge, die Ränke des Mars und heimliche Liebschaft.

Dann öffnet der gute Dichter in Klageönen seinen Mund: „Schlecht ist's mir gegangen auf der arm-seligen Erde. Vom Landbau und dem alten Aeneas hab' ich prächtig geschrieben. Ein neidischer Kollege meinte schon zu den Zeiten der Römer von mir:

Was Aufbrausendes hat er zu sehr, paßt nicht für die spitzen Nasen der heutigen Welt; wohl darf man belächeln es, daß er Bäurischer scheeret das Haar, und die Toga ihm hanget, der Schuh ihm Schläff um den Fuß herschlottert.



Gemälde von J. Wannenmacher. Umrahmung von Giegel.

eingedrungenen Fremdling handelt, mit dem niemand freundschaftliche Zuneigung an den Tag legt.

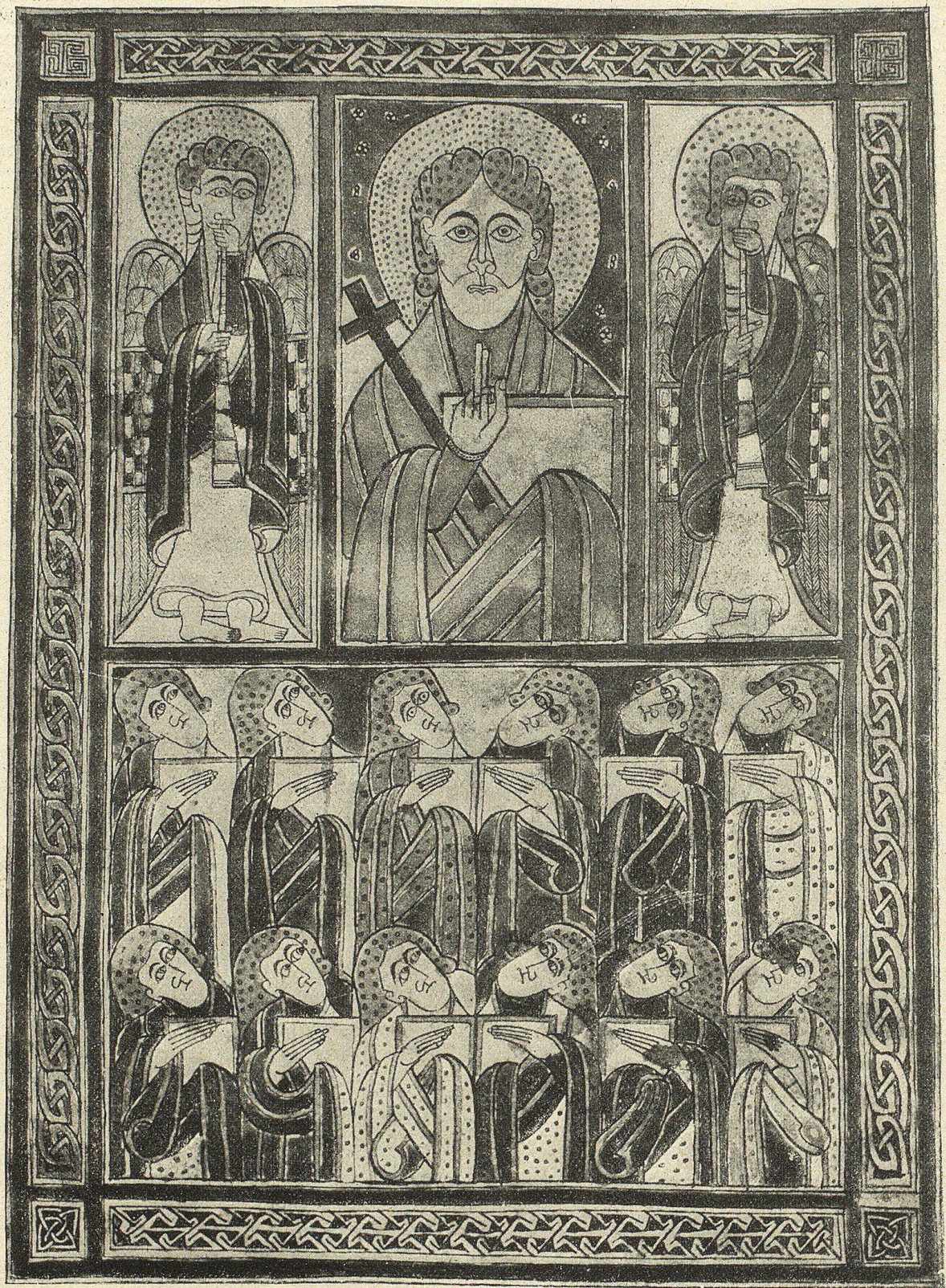
„Sind die langatmigen Erklärungen bald zu Ende?“ so ertönt's aus der Vertiefung, in der unser Geograph seine Rechte ausstreckt. Sein Stab hebt, senkt sich, melodische Laute, wie fernes Glockengeläute, ertönen. Auf der Galerie öffnet sich die schwere, eiserne Türe. Eine Lichtgestalt erscheint:

3. Der römische Dichter Virgilius.

Ein weißes, um die Lenden geschürztes Kleid umschließt die hagere Gestalt. In den Händen trägt der Dichter eine Rolle, die Haare schmückt ein Lorbeerfranz. Er öffnet sein Pergament, eine sorgfältig geglättete Ziegenhaut. Wir lesen in lateinischer Sprache, was die Weiber-gesellschaft der alten Götter getrieben habe:

Dieser Tadel meiner Toilette, auf die ich nie viel gegeben habe, lasse ich mir noch gefallen, aber daß mich später selbst meine Landsleute zum Hexenmeister und Zauberer erniedrigten, war doch zu bunt. Da lobe ich mir noch die St. Galler. Sorgsam haben sie meine Handschriften aufbewahrt, wenn auch im 13. Jahrhundert Mangel an Schreibmaterial einen Gutmütigen zwang, Stellen der hl. Schrift über meine Gesänge zu schreiben, so zürne ich nicht, denn in Italien haben sie auch über die Briefe des hl. Paulus heidnische Gedichte hingekritzelt.“

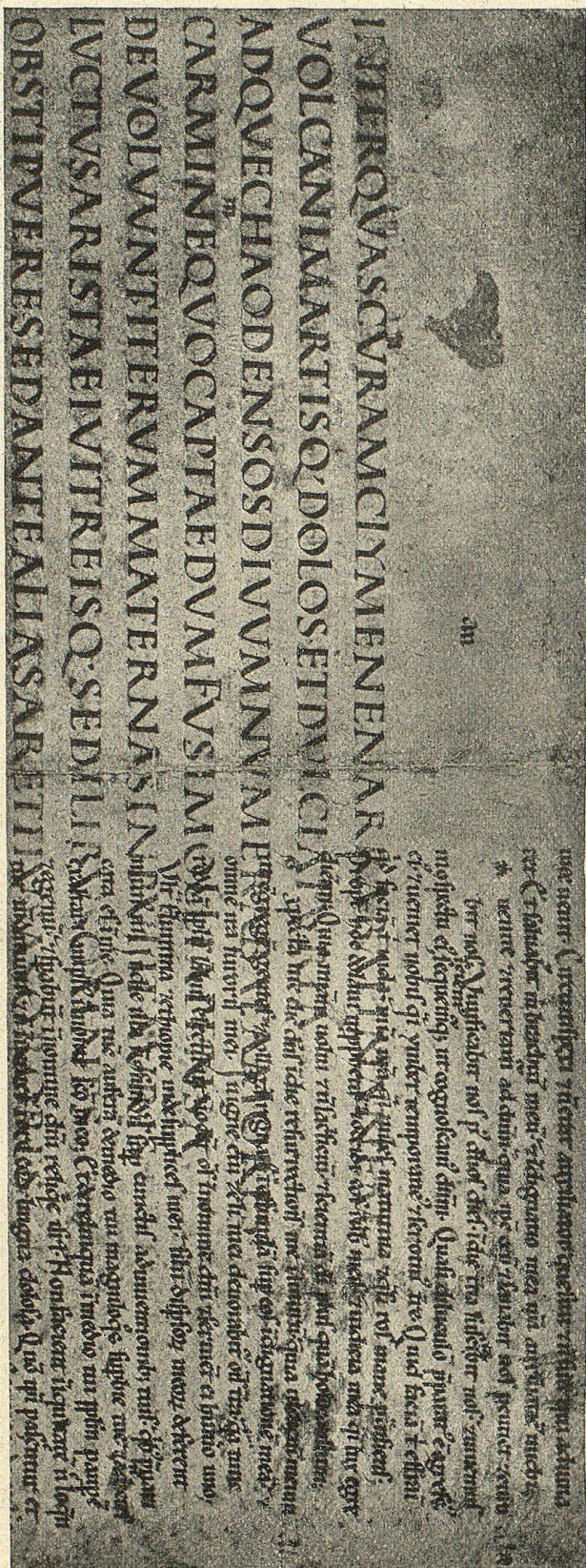
Unwirsch tönt es aus der Höhe, aus dem Munde des kommandierenden Geographen: „Geht die Schwägerei schon wieder los?“ Beleidigt verschwindet der gute Virgil. Der Zauberstab ertönt, es erscheint



Das jüngste Gericht: Bild der irischen Handschrift Nr. 51 aus dem 8. Jahrhundert.



Tafel in Elfenbein und vergoldetem Silber am Einbände der Prachthandschrift Nr. 53.
 Von Tullio (gest. nach 912).



4. Ein irischer Künstler.

Welche Kraftgestalt! Blond war einst die von der Last der Jahre nun etwas gebeugte Gestalt. Ein Schimmer der Jugend glänzt noch in den alternden Zügen. In der Rechten ruht der Stab des Reisefreudigen, der Länder und Meere durchquert hat.

„Öffnen Sie gütigst die Spalten Ihres Buches, das Sie sorglich, wie einen kostbaren Schatz in Ihrer Linken tragen.“ Dieser Aufforderung des jungen Zauberers leistet der Greis Folge. Ein Richern des Bittenden ist die recht unhöfliche Antwort auf das gefällige Entgegenkommen.

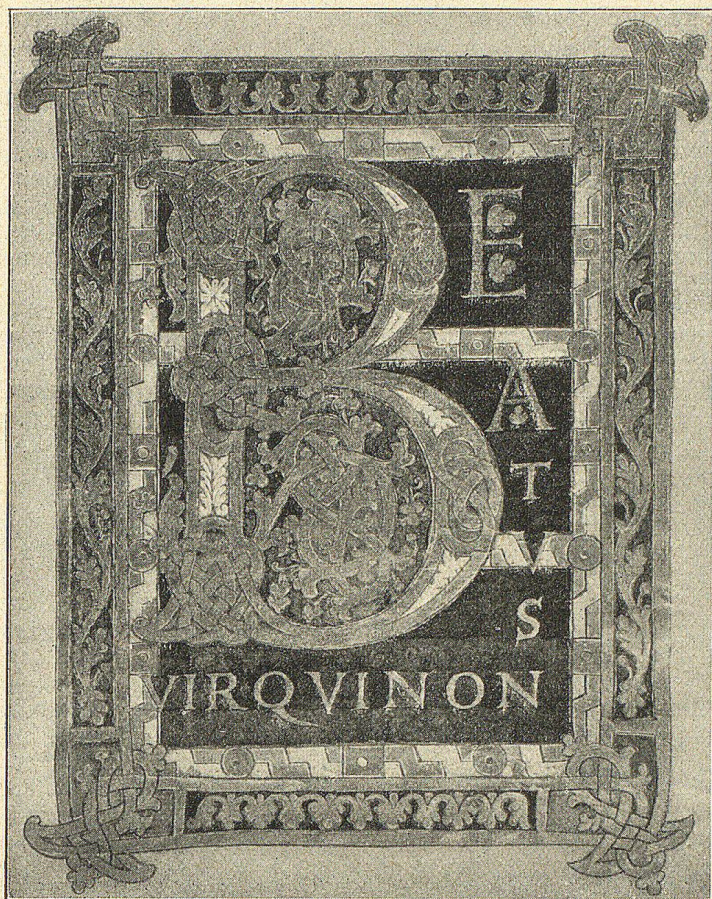
Nun wird er aber ernst, der irische Schreiber und Künstler. „Unbändiger Junge“, widerhallt es aus den Wölbungen der Decke, „kennst du den Inhalt meines Bildes? Christus mit Kreuz und Buch und seiner segnenden Hand erscheint als Weltrichter, links und rechts von ihm stehen die Engel, die Posaunen blasend. Im untern Rechtecke erscheinen die Auferstandenen zu Gerichte.“ Dem Bornesblicke begegnet wieder das Lächeln der geistigen Ueberlegenheit und Größe: „Männlein mit Perrücken sehe ich, ihre Hände — die Füße —“

Mit der Ruhe, die nur dem Alter eigen, entgegnet der Greis: „Arme Jugend, du schäzest die Mühen und Schwierigkeiten des schweren Beginnens nicht mehr, aber die Strafe wird nicht ausbleiben.“ Traumverloren, prophetisch eilt der Blick in die Zukunft: „bald kommen die Modernen, die Verkünder einer neuen Zeit. Dann werde ich fragen, was bedeuten diese Farbenflecke, diese Drei- und Vierecke.“ „Ja die Futuristen und Kubisten“, erwidert kleinmütig der Gefragte, „wer sollte die verstehen?“ Der Stab bewegt sich, dessen Träger ist der Berlegenheit entrispen, ein neues Bild:

5. Entilo.

Der Kleine patst die Händchen: „Heil Tutilo, St. Gallens Ruhm, aller Künste Meister, der großen Lehrer würdiger Schüler, der Freund des unsterblichen Sängers Notker.“ Die Prachtfigur von mächtigem Wuchse und den Gliedern eines gewandten Athleten erwidert freundlich: „Gedenkt man meiner wirklich noch nach so vielen Jahrhunderten?“ Dann schweigt er, indem er auf der Galerielehne sein viel bewundertes Evangelienbuch aufstellt.

Bergoldete, durch Steine bereicherte Rahmen umschließen seine kostbare Elfenbeinplatte. Hier thront in der Mitte Christus, die Rechte segnend erhoben, in der abweisenden Linken ein Buch haltend. Zu den Seiten stehen zwei Cherubine mit je sechs Flügeln. Die Sinnbilder der Evangelisten: Adler und Mensch, Löwe und Stier sind über und unter der Umrahmung Christi bemerkbar. Die Evangelisten selbst sitzen in den Ecken: Johannes hält das Schriftband auf



B aus dem goldenen Psalter. 9. Jahrhundert.

seinem Schoße, Matthäus lehnt sein Blatt an den Pult an, Marcus spißt sein Schreibrohr und Lukas taucht dasselbe ein. In der Mitte oben tragen Sonne und Mond ihre Fackeln, unten liegt der Gott des nassen Elementes, aus dessen Urne Wasser fließt. Die Erde ist dargestellt als Frauengestalt mit dem Füllhorn und einem Kinde an der Brust. Zierliche Ornamente bilden nach oben und unten den Abschluß.

Tutilo entfernt sich mit dem Selbstbewußtsein des Schöpfers eines unsterblichen Werkes. Ihm folgt, durch den Zauberer gerufen,

6. Sintram.

Wieder begrüßen sein Erscheinen jubelnde Willkommenrufe, sie gelten dem gefeierten Künstler, von dessen zierlicher Schrift jede Bücherei Proben zu besitzen wünschte. Er legt uns nicht sein eigenhändig Werk, wohl aber eine seiner Kunstfertigkeit würdige Arbeit, den goldenen Psalter vor.

Die Tinte ist hier nicht zu Ehren gekommen, in Goldschrift erglänzen die Schriftzüge. Zuweilen wird der Glanz des Goldes erhöht durch einen satten Purpurgrund. Unser Bild gibt eine schwache Vorstellung von der Farbenpracht des Originals. Durch eine hübsche Leiste eingefast, kennzeichnet der Buchstabe den Anfang des 1. Psalmes: Selig der Mann.

Reiche Verschlingungen, nicht in buntem Durcheinander, sondern in hübscher Zeichnung, deren Linienzug man verfolgen kann, gliedern den Psalm Anfang, dessen leere Zwischenräume Blattgebilde füllen.

Durchgeht man die Blätter dieses seltenen Buches, so begegnet dem Auge David, der königliche Sänger, umgeben von leicht bewegten Tänzern. Man sieht die Werkleute am Tempelbau beschäftigt. Das Auge staunt den israelitischen König an, wie er kühnen Mutes, mit gezückter Lanze auszieht gegen seine Feinde. Sorglich hat er einen Bannerträger vorausgesandt, damit dieser durch seinen Drachenfurcht einjage. Seine Freunde umgeben ihn. Grüne und rote Pferde sind sichtbar, als hätte schon vor tausend Jahren ein Künstler die Menschen des 20. Jahrhunderts belächeln wollen, die sich an einem grünlich angehauchten Gaule ärgern können.

Plötzlich stört uns ein Geräusch in der Höhe. Unser Zauberer-Führer ist ungeduldig geworden und wendet uns recht unschön den Rücken zu. Seine Geduld scheint erschöpft zu sein. Das kümmert uns eigentlich wenig. Wir rufen einfach seinem Freunde, der am Schlusse dieser Zeilen steht.

7. Eine Heerschau.

Er schenkt uns keine Aufmerksamkeit. Unbeweglich ruht staunend sein Händchen auf dem gestirnten Globus. Seine Rechte stützt das Fernrohr, Teleskop genannt. Er schaut ein Bild in der Ewigkeit Gründen und verkündet, vor sich hinplaudernd, was sich vor seinen Blicken vollzieht.

„Schwarze Reihen sehe ich einerschreiten, die Mannen alle, die ihre Schriften für die Bücherei des hl. Gallus geschrieben haben. Wandalgarius, der sein eigen Bild gezeichnet, führt Follart, den Schöpfer des prachtvollen Psalters, der seinen Namen verewigt. Der hagere Hartker schreitet mit seinen beiden Bänden eben vorüber.“

Gebeugt sind die Gestalten des 12. und 13. Jahrhunderts. Kriegsgetöse und Schwerterklirren

sind keine Musik für die Studierstuben. Größ Gott! Abt Ulrich VIII., Abt Gallus II., Fidel von Thurm, Franz von Gaisberg! Eure Namen glänzen golden wie eure Wappen in den Handschriften der Bibliothek. Dem Brälaten Ulrich folgt



Hans Haggenberg, der tüchtige Wappenmaler und Bürger von St. Gallen.

Ist's dir noch so wohl Caspar Härteli wie einst auf Erden, als du in Lindau, deiner Vaterstadt, Bier getrunken und in St. Gallen so schöne Bilder gemalt hast? Ruhig! Der edle Megid Tschudi schreitet vorüber. Die Vertreter des 17. und 18. Jahrhunderts blicken rückwärts. Ihr habt's gut gemeint, aber seid noch zu jung. In fünfhundert Jahren sind Tutilo, Sintram und Notker vergessen, dann hört man nur noch die Namen U. Fisch, Zedokus Meßler und J. B. Ruch.

Am Schlusse grüße ich den fleißigen Wappenmaler Wilhelm Hartmann. Du bist viel zu spät auf die Welt gekommen. In der stillen Klosterzelle hättest du deine hübschen Bildchen malen sollen.

Das 19. Jahrhundert hatte für deine Arbeiten kein Verständnis mehr.

Nun rücken neue, unabsehbare Scharen an. Die Buchdrucker und die Urheber ihrer Werke sind's. Wer zählt sie, diese Legionen? Die vor 1520 tätigen Männer bilden die Vorhut. Amerbach und Froben aus Basel sind zu erkennen, Koberger und Winter aus Nürnberg folgen, dann die Franzosen und Italiener.

Endlos sind die Reihen, die noch nachrücken. Lieber versenke ich mich in das Sternenheer des Firmamentes, als in diese Legionen der Bücherschreiber seit 1520 bis in die Gegenwart. Mir schwindelt's vor den Augen —

Langsam senkt sich das Teleskop. Die Nerven vermögen dessen Last nicht mehr zu tragen, ein letzter Gruß gilt den Appenzeller Kalendern. Dr. F.

Heinrich, der Tenor.

Von J. C. Geer.

Der Regen fiel kalt und trostlos in die Herbstnacht. Der Wind jagte das raschelnde Laub um die rotflackernden Gaslaternen und hinab in den See, die Wellen klatschten schwarz und schwer an die Ufermauern. Da und dort spielte ein verirrter Widerschein des Lichts auf den gurgelnden Wassern. In der Ferne gegen die Stadt hörte man ein Droschkenrollen — einen Augenblick später war es stille.

Woran dachte ich, als er kam? — Ich weiß es nicht mehr. Auf einmal war er da, als sei er eine jener Treppen heraufgestiegen, die vom See auf die Straße führen.

Er ging einige Schritte vor mir; bei der nächsten Gaslaterne stand er still und bat mich um Feuer für die ausgegangene Cigarre.

Um Mitternacht gebe ich auf der Straße Fremden nicht mehr gerne Bescheid und der Mann schien mir wenig vertrauenswürdig. Tief ins Gesicht gedrückt trug er einen Schlapphut, die hohe, gedrungene Gestalt war etwas gebeugt, die Stimme rau, mißtonig. So stand er vor mir. Doch dachte ich, es sei klüger, höflich zu sein als grob. Ich gab ihm das Gewünschte und wehrte sogar mit dem offenen Schirm den Wind, daß er ruhig anzünden konnte.

Das brennende Zündhölzchen leuchtete in ein blau-rotes, verkommenes Gesicht, in dunkle unstätige Augen, deren Wimpern während des Anzündens beständig zwinkerten. — Und doch erkannte ich ihn.

Heinrich, der Tenor! — Vor Ueberraschung fand ich kein Wort. Auch er hatte mich erkannt. Einen Augenblick staunten wir uns wortlos in das Gesicht.

Dann brüllte er auf wie ein Tier und stürzte sich fort in die Nacht. Ich wollte ihm nachsehen — ihm ein freundliches Wort sagen — zu spät! Neben einer Lache sah ich seine fortgeworfene Cigarre noch glimmen.

In der trostlosen Nacht zog sein schweres Schicksal an mir vorbei. Seine eigene Schuld, fremde Schuld.

Heinrich, der Tenor! — Einst ist dieser Unglückliche so heiß geliebt und beneidet worden, wie nur

die Jugend einen Bevorzugten lieben und beneiden kann. Schon auf der Bank des Gymnasiums. Er war kein Schullicht, aber im Schmutz der werdenden Männlichkeit schön wie Adam.

Seine Stimme entwickelte sich zu einem Tenor von herrlicher Fülle und Weichheit. Die Mädchen, die hinter den Fenstervorhängen hervorguckten und erröteten, wenn er mit den Büchern die Gasse hinunterging, hatten für ihn den Namen „der schöne Heinrich“ aufgebracht, später nannte man ihn mit Vorliebe „Heinrich, den Tenor“.

Jedermann in der Stadt kannte ihn unter diesem Namen.

Man hatte erwartet, er würde Student werden. Die verschiedenen Burschenschaften zählten bereits auf den ritterlichen Jüngling mit dem hohen starken Wuchs. Da starb sein Vater. Ohne eine Spur von Resignation tauschte der schöne Junge den Cicero mit dem Ellstab und stellte sich hinter den Ludentisch. Das enttäuschte manches seine Mädchen. Die meisten aber waren entzückt, daß es nun eine so unverfängliche Gelegenheit gab, den fröhlichen Heinrich zu sehen. Das Geschäft erfreute sich eines erhöhten Zuspruchs und die jungen Kundinnen besuchten es um so lieber, als Heinrich keine ohne eine Artigkeit entließ.

Am artigsten war er mit Fräulein Ella, einem blutjungen Nachbarkind, das zum Zeitvertreib die Schneiderei betrieb. Sie war ein lebenslustiges, grazioses Ding, nicht ohne Mutterwitz, nicht ohne Koketterie. Aber auch diese Freundschaft war nicht verbindlich.

Heinrich war ein glücklicher lediger Mann, ein sehr geschätzter Mann mit einem leicht erregbaren hellen Lachen und einem aufrichtigen Wesen, wie es Gott und den Menschen gefällt.

Die Sänger bewarben sich um ihn wegen seiner schönen Stimme, die Schützen wegen seines zielsicheren Auges, die Turner, weil er eine der kräftigsten, geschmeidigsten Gestalten der Stadt war, die andern Vereine, weil man sich in der Stadt überhaupt